



Leseprobe

Konrad Paul Liessmann

Das Universum der Dinge

Zur Ästhetik des Alltäglichen

ISBN: 978-3-552-05511-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05511-7>

sowie im Buchhandel.

Vorwort

Ein Hauch von Luxus

Befragt danach, ob es so etwas wie Luxus in der Philosophie gäbe, könnte man es sich einfach machen und sagen, die Frage erübrigt sich, denn die Philosophie ist selbst ein einziger Luxus: unnötig, überflüssig, praxisfern und ohne gesellschaftliche Relevanz. Gedankenspiele im Elfenbeinturm eben, graue Theorie, kühne Spekulation, etwas, das man tut, wenn man sonst schon alles getan hat. Das Nachdenken über das Wahre und seine Erkennbarkeit, über das Schöne und den Wert der Kunst, über das Gute und seine Chancen in der Welt mag durchaus spannend und lustvoll vollzogen und erlebt werden, dass dies aber wenig mit der harten Realität zu tun hat, ist ein Verdacht, dem die Philosophie seit ihrem Anfang ausgesetzt war. Von Thales, dem ersten Philosophen, erzählt man sich, dass er beim sinnenden Betrachten des Nachthimmels in einen Brunnen gestürzt und deshalb von einer zufällig vorübergehenden thrakischen Magd auch kräftig ausgelacht worden sei: Der Philosoph denkt über große Fragen nach und übersieht dabei die banale Wirklichkeit, die unmittelbar vor ihm liegt. Solche Ignoranz gegenüber den Untiefen der Realität kann man auch einen Luxus nennen, den sich nur diejenigen leisten können, die glauben, die rauhe Wirklichkeit vernachlässigen zu können. Weltferne, ja Weltfremdheit wird deshalb der Philosophie gerne nachgesagt, und dies mag auch gar nicht so falsch sein, auch wenn es der Philosophie, vor allem der Ethik, immer wieder um ganz konkrete Fragen des Lebens und Zusammenlebens geht. Aber zweckfrei, ohne erkennbares

Ziel vor Augen, nur aus Laune seine Gedanken schweifen zu lassen: Das können schon auch seltene, befreiende, kostbare Momente sein. Jeder, der sich mit Freunden einmal in ein endloses Gespräch über Gott und die Welt, den Sinn des Lebens oder über die Unsterblichkeit der Seele verstrickt hat, wird diese Erfahrung gemacht haben.

Aber natürlich ist nicht alle Philosophie purer Luxus. Als akademische Wissenschaft ist auch die Philosophie mitunter eine ernsthafte, beschwerliche, nach strengen Regeln ablaufende Tätigkeit, in der es wie überall auch die Mühen des Alltags gibt: fleißig lesen, Argumente prüfen, Thesen formulieren und begründen, Forschungsanträge einreichen, Aufsätze publizieren, Kongresse besuchen, Intrigen spinnen, nach einer Professur Ausschau halten. Von Muße und Freiheit ist da mitunter wenig zu spüren. »Sitzende Philosophie« hat diese Art des akademischen Philosophierens der Philosoph Ulrich Pothast einmal genannt.¹ In einen Brunnen stolpern kann dabei niemand mehr.

Aber als Luxus in der Philosophie könnte überhaupt noch etwas anderes gesehen werden. Gibt es nicht unter den vielen Thesen und Theorien, Argumenten und Abhandlungen, Sätzen und Systemen immer wieder einige wenige Gedanken, die unsere besondere Aufmerksamkeit erregen? Und dies nicht, weil sie unbedingt bedeutend oder tief sinnig wären, auch nicht, weil sie umwälzende Erkenntnisse oder Denkrevolutionen mit sich gebracht hätten, schon gar nicht, weil sie in anerkannten internationalen Zeitschriften erschienen sind, sondern weil sie geschliffen formuliert sind, weil sie erhellend sind, überraschende Einsichten bereithalten, weil sie kostbar sind und funkeln wie ein Edelstein. Es sind diese Gedanken-splitter, in denen sich eigenwillige, kühne, pointierte, riskante, mitunter auch erschreckende kleine Wahrheiten ausdrücken,

die als besonderer Luxus in der Philosophie gelten können, weil sie nur selten gelingen und auch den Alltag des professionellen Denkens sprengen.

Diese Edelsteine des Geistes können in mancherlei Gestalt erscheinen, als These, als Wendung in einem Traktat, als Fußnote oder als Aphorismus, eine Form, in der es manche Philosophen, wie Friedrich Nietzsche, zu einer wahren Meisterschaft gebracht haben. Nur ein Beispiel: »Das habe ich gethan«, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht gethan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – giebt das Gedächtnis nach.«² Eine knappe, dramatisch zugespitzte Formulierung, ein glänzender Einfall, eine überraschende Pointe: Und wie viel, was wir in zahllosen Abhandlungen und Debatten über Erinnern und Vergessen, über das Verdrängen der Vergangenheit gelesen und gehört haben, ist in diesen wenigen Sätzen nicht nur schon enthalten, sondern auch mit einer Einsicht versehen, die uns zu treffen vermag. Der Luxus im Denken erweist sich so mitunter als ziemlich lebensnah. Im Gegensatz zum glänzenden Schmuck, der nur der Schönheit dient, offenbaren die Juwelen des Geistes immer auch eine kleine, feine Wahrheit über den Menschen. Ob diese Form der Selbsterkenntnis nun aber selbst ein Luxus oder eine Notwendigkeit ist – darüber zu philosophieren, wäre wahrscheinlich schon wieder reiner Luxus.

Aber der eigentliche Luxus in der Philosophie liegt vielleicht ganz woanders: dort nämlich, wo sie das Lachen der Thrakerin ernst nimmt, den Blick vom Himmel nimmt und in die Zisterne blickt; dort, wo über das nachgedacht wird, was der Philosophie gar nicht gemäß, ihrer nicht würdig erscheint; dort, wo nicht die ersten und letzten Fragen des Daseins abgehandelt werden, nicht über Leben und Tod, Sinn und Sein, Wahrheit und Gerechtigkeit methodisch streng reflektiert,

sondern leichthin über die ephemeren Dinge des Lebens abgehandelt wird: über die Welt der Gebrauchsgegenstände, über den Alltag und seine eigentümliche Ästhetik, über die Allgegenwärtigkeit von Musik, über die Grenzen zwischen Kunst, Kitsch, Ereignis und Event, über Lustobjekte aller Art, über den Fußball, das Fahrrad, den Körper und seine Tücken, über die Idole einer Zeit, die keine Ideale mehr kennt, und über das Einzige, das in diesem Universum wirklich noch gilt: das Geld.

Auf seltsame Weise scheint dann manches verkehrt. Das Banale und Gewöhnliche unseres Lebens wird als illegitimer Gegenstand für die Philosophie plötzlich zum Außergewöhnlichen, ja Riskanten, zumal dann, wenn mit diesen Reflexionen weder eine kulturkritische Geste, schon gar keine moralische Empörung, aber auch keine postmoderne Nobilitierung des Trivialen einhergeht. Denn bei solchen Betrachtungen geht es nicht darum, alternative Lebensmodelle zu skizzieren oder zu der einen oder anderen großen Umkehr oder Änderung des Lebens aufzurufen, sondern schlicht darum, einige der Dinge, mit denen wir Tag für Tag zu tun haben, ein wenig besser zu verstehen. Auch in der Philosophie, so könnte man sagen, liegt der wahre Luxus in einer besonderen Form der Askese – in der Beschränkung auf das Unwichtige, das Nebensächliche. Aber hinter dieser Konzentration auf das Unwesentliche könnten die Konturen einer Gesellschaft und ihrer Obsessionen mitunter deutlicher aufblitzen als in so manchen großangelegten Versuchen, die Rätsel des Daseins noch einmal zu deuten.

Diese Hoffnung verknüpft zumindest der Autor mit den nachfolgenden Ein- und Auslassungen. Ob sie berechtigt ist, wird, wie so oft, der geneigte Leser zu entscheiden haben.

Das Universum der Dinge

Zur Metaphysik der Gebrauchsgegenstände

Alles ist da. Wie nichts sonst auf dieser Welt haben sich die Dinge vor dem Menschen ausgebreitet, stehen ihm zur Verfügung, harren ihrer Aneignung, ihres Gebrauchs und ihrer Entsorgung. Unser Alltag ist von der Anwesenheit der Dinge bestimmt. Wer durch die Straßen einer modernen Stadt schlendert, kann den Dingen nicht entgehen. Fein säuberlich sind alle Ränder und Plätze von parkenden Automobilen gesäumt und besetzt, die Bewegungen der Fahrzeuge werden von automatischen Ampeln geregelt, die Straßen sind auch nachts von Tausenden Lampen hell erleuchtet, und die Schaufenster haben keinen anderen Sinn, als die Macht und Übermacht der Dinge vierundzwanzig Stunden am Tag zu demonstrieren. Alles ist da: Kleider und Schuhe, Juwelen und Bücher, Elektrogeräte und Fleischwaren, Obst und Papier, Computer und Uhren, Kosmetika und Handtaschen, Lederkoffer und Sportgeräte, Spielzeug und Mordwaffen. Wie hingezaubert offenbart sich jeden Morgen das Universum der Dinge vor den Menschen, niemand weiß, woher sie kommen, niemand weiß, wohin sie gehen.

Die alte metaphysische Frage nach dem Ursprung und der Bestimmung des Menschen hat sich verschoben. Nun sind es die Dinge, die Artefakte, die Gegenstände, die Waren aller Art, von denen wir nicht zu sagen wissen, woher sie eigentlich stammen und welcher Zukunft sie nach ihrem Gebrauch, ihrer Nutzung, ihrer Verwendung entgegengehen. Abstrakt gesehen sind die Dinge Resultat und Produkt menschlicher

Arbeit. Aber die Arbeit selbst ist aus dieser Welt anscheinend verschwunden. Die Präsenz der Dinge ist hingegen unübersehbar und überwältigend. Ihre Herkunft, ihr Entstehungsprozess aber liegt im Verborgenen. Nichts an ihnen deutet an, aus welchen Rohstoffen sie entstanden, durch welche Hände sie gegangen und aus welchen Maschinen sie entsprungen sind, welche Fließbänder sie sortiert und welche Fahrzeuge sie transportiert haben. Eines Morgens sind sie da. Und nur gerüchteweise weiß der moderne Mensch von jenen Friedhöfen, Halden, Verbrennungsanlagen und Endlagern, wo die Dinge ihre letzte Bestimmung finden. Und von manchen sagt man, dass ihnen ein ewiges Leben beschieden sei: Wiederverwertet verlassen sie den Kreislauf des dinglichen Daseins nie mehr, sie ändern nur ihre Gestalt und ihre Bestimmung. Metempsychose der Dinge.

Woher kommen sie, was sind sie, wohin gehen sie? Es ist die spätindustrielle Gesellschaft, die den Dingen ihren nahezu metaphysischen Status verleiht. Es genügt, sich vergangene Zeiten einmal unter der Perspektive zu vergegenwärtigen, was diese von der Herkunft und dem Schicksal ihrer Gebrauchsgegenstände, Nahrungsmittel und Gerätschaften wussten: nahezu alles. Denn es war an allen Ecken und Enden zu sehen. Was man aß, die Kleider, die man am Leibe trug, die Waffen, die man vielleicht tragen durfte, die Werkzeuge, die man benutzte, die wenigen Möbel, die den wahrscheinlich knappen Lebensraum strukturierten: All das wurde gleichsam vor den Augen der zukünftigen Käufer und Benutzer gefertigt, man wusste, in welchen Gassen und Vierteln einer Stadt die Gerber, Kürschner, Schmiede, Bäcker, Fleischer, Tischler, Schneider und Drechsler zu finden waren, deren Tätigkeiten waren unübersehbar, unüberhörbar und oft auch zu riechen, so wie auch die Orte, an denen die Dinge, wenn man sie nicht den

nächsten Generationen überließ, ihre letzte Bestimmung fanden. Wer nicht ohnehin Nutztiere hielt und sein Gemüse selber zog, dem genügte ein Spaziergang vor die Tore der Stadt, und er konnte die Bauern dabei beobachten, wie und mit welcher Mühe Land urbar gemacht, Getreide angepflanzt und geerntet, das Vieh gehalten und geschlachtet wurde. Heute erinnern nur noch die Namen von Straßen, Plätzen, Gassen daran, was dort einstens an Tätigkeiten zu beobachten gewesen war: Gerbergasse, Lederergasse, Bäckerstraße, Schlachthausgasse. Idyllisch war dieses Leben inmitten der zahlreichen Produktionsstätten wahrlich nicht, und es geht nicht darum, vorindustriellen Produktionsweisen nachzutruern. Aber man sollte sich einmal verdeutlichen, was rein phänomenologisch das Verschwinden dieser Tätigkeiten und der Orte, an denen sie verrichtet wurden, für die Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung des Menschen bedeuten musste.³

Die Industrialisierung machte schon in ihrer ersten Phase Schluss mit der Überschaubarkeit des Herstellens und Produzierens. Vielleicht ist bislang zu wenig bemerkt worden, dass eine entscheidende Tendenz der Industrialisierung darin lag, den Produktionsprozess allmählich den Blicken der Menschen zu entziehen. Industrialisierung bedeutete nicht nur eine ungeheure Steigerung zunehmend genormter Produktivität, sondern auch deren Zentralisierung und Verlagerung an wenige Orte. Anfangs sah man nicht mehr täglich, wo die Dinge entstanden, aber man wusste zumindest noch, wo die Fabriken sich befanden, die hohen Schornsteine ließen daran keinen Zweifel. Zuerst rauchte es noch in den urbanen Zentren, dann am Rande der Städte, dann nur mehr in ganz bestimmten Zonen und Regionen. Solange Industrialisierung ein Synonym für Eisen- und Stahlerzeugung war, waren es die Gebiete um die großen Erzabbaustätten, die zu Prototypen konzentrierter

Produktion wurden, denen ganze Landstriche ihr Aussehen und ihre Architektur verdanken: Fabrikhallen und Schloten, Förderbänder und Halden, Arbeitersiedlungen und Verladebahnhöfe, Ruß und Qualm. Aber die Zentren der Städte hörten auf, Orte materieller Produktion zu sein, das Handwerk verschwand, die Fabriken zogen sich zurück. Und mit der Mechanisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft sind auch die Bauern längst aus den täglichen Wahrnehmungen verschwunden, niemand wüsste heute noch den Weg zu nennen, den das geschundene Fleisch nehmen muss, bis es endlich appetitlich und abstrakt auf dem Teller liegt.

Automatisierung und Digitalisierung vollenden diesen Prozess. Ganze Industrieregionen verlieren ihre Rentabilität, auch die klassische Fabrikarbeit tritt in den Hintergrund, verschwindet allmählich aus dem Blickfeld, die Schornsteine werden abgebaut oder spektakulär gesprengt, aus den Fertigungshallen, sofern sie nicht leer stehen und verfallen, werden schicke *Lofts* für erfolgreiche Jungarchitekten und Konzeptkünstler oder *Locations* für heiße *Partys*. Die Industriearbeit, so heißt es, wird durch die neue Wissensarbeit abgelöst, und die neuen Wissensarbeiter sitzen in gestylten Innenstadtbüros oder renovierten Bauernhöfen hinter Bildschirmen, so wie angeblich nun fast alle Menschen hinter Bildschirmen sitzen und ihr Geld damit verdienen, dass sie mit Symbolen und in virtuellen Welten handeln. Und trotzdem tragen sie nichtvirtuelle Kleidung, fahren in nichtvirtuellen Automobilen, kommunizieren mit nichtvirtuellen Mobiltelefonen und essen noch immer nichtvirtuelle Lebensmittel. Alles wirklich Wichtige besteht nach wie vor aus Materie, die gewonnen oder erzeugt, bearbeitet und geformt werden muss, aber wie, wann, unter welchen Bedingungen und durch wen dies geschieht, bleibt im Verborgenen. Die Dinge beginnen allmählich eine Exis-

tenz ohne Produktionsgeschichte zu führen, sie sind nicht mehr aus ihren Entstehungsbedingungen abzuleiten, jede Spur ihres Gewordenseins ist an ihnen getilgt: Sie sind einfach alle da.

Dass wir an den Dingen ihr Gewordensein nicht mehr wahrnehmen können, ist vielleicht eine Voraussetzung dafür, dass sich der moderne Mensch wesentlich als Konsument zu verstehen hat. Anstelle der Produktionsstätten dominieren nun die Konsumtionsstätten das öffentliche Leben. Dass alles für das Konsumieren ausgerichtet wird – von den Transitlawinen bis zu den Ladenschlusszeiten, von den Einkaufstempeln bis zum Internet-Shopping –, macht deutlich, dass Konsumieren als eine der wichtigsten Lebensbetätigungen aufgefasst werden kann. Konsum hat immer Priorität, und dem Konsum werden auch so manche Opfer gebracht: Lebenszeit, Luft, Stille, Landschaft, urbane Räume – all das darf, ja muss vergeudet, verschmutzt, aufgebraucht, zerstört, erschlossen werden, damit Einkaufszentren und ihre Zufahrtsstraßen entstehen und die Dinge immer zum Verkauf ausliegen können. Die einzige Idee, die Stadt- und Raumplaner für eine Region oder ein sanierungsbedürftiges Stadtviertel noch haben, lautet schlicht und einfach: *Shopping-Malls* und Erlebnisgastronomie. Wer Konsumtempel bauen will, hat immer recht. Und Wert hat in einer Konsumgesellschaft nur, was ein konsumierbares Gut ist oder in ein solches transformiert werden kann. Zu vermuten ist, dass etwas aber nur dann ein reines Konsumgut geworden ist, wenn alle Spuren seiner Entstehung getilgt sind, wenn weder der Schweiß noch die Anstrengung, aber auch nicht die Maschinen und Automaten sichtbar sind, die zu dem geführt haben, was nun fröhlich einverleibt werden soll. Die vollständige Trennung von Produktion und Konsumtion ist eine Voraussetzung dafür, dass Men-

schen sich als gigantische orale Einspeisungsmaschinen verstehen, geboren dazu, alles, was das Universum der Dinge bietet, aufzunehmen und aufzusaugen, sich einzuverleiben und wieder auszuspeien.

Wo kommen aber all die Dinge her? Aus welchen Materialien entstehen sie? Welche Automaten verfertigen sie und wer konstruiert und baut diese Automaten? Natürlich gibt es nach wie vor die Orte der Produktion der Dinge. Aber diese sind weitestgehend den Blicken der Menschen entzogen. Auf wenige Standorte konzentriert, sind die Fabrikgelände der Gegenwart fast nur noch jenen bekannt, die dort tatsächlich noch arbeiten. Ob diese Menschen an den Fließbändern und inmitten der automatisierten Fertigungsanlagen immer wissen, was sie eigentlich produzieren, ist fraglich. Dort, wo Hochtechnologie im Einsatz ist, macht die Verwissenschaftlichung der Produktion aus dieser ohnehin einen magischen, nur noch von wenigen nachvollziehbaren Prozess. Und ein Gutteil dessen, was man früher harte körperliche Arbeit nannte, ist überhaupt ausgelagert: in andere Teile dieser Erde, dort, wo menschliche Arbeitskraft so billig ist, dass es günstiger ist, ganze Fabriken dorthin zu verlagern und die fertigen Güter mit Schiffen, Flugzeugen und LKWs über Tausende von Kilometern wieder dorthin zu bringen, wo sie wie hingezaubert aus den Schaufenstern blicken. Dort, im Fernen Osten zum Beispiel, wird natürlich noch genäht und geschraubt, gestanzt und gelötet, im Akkord und ohne Rücksicht auf die Gesundheit – aber den Seidenhemden und Sportschuhen, den Spielkonsolen und *MP3-Playern* ist das alles nicht mehr anzusehen. Die Arbeit, der diese Dinge ihre Existenz verdanken, mag unsichtbar geworden sein: Verschwunden ist sie jedoch nicht.

Wie plausibel ist nun eigentlich die seit Jahrzehnten unermüdlich verkündete These vom Ende der Industriegesell-

schaft? *Industria*, dieses schöne lateinische Wort bedeutete ursprünglich nichts anderes als Fleiß oder Betriebsamkeit, seit Mitte des 18. Jahrhunderts enger bezogen auf den Fleiß in einem Gewerbe. Man könnte also überall dort, wo diese Phänomene beobachtbar sind, in einem sehr weiten Sinn von einer Industriegesellschaft sprechen. Allein, das wäre zu einfach. Industrie war und ist die mit Unterstützung maschineller Fertigungsanlagen bewerkstelligte massenhafte Produktion von materiellen Gütern aller Art. Das unterscheidet sie bis heute vom in Nischen ja noch immer existierenden traditionellen Handwerk, das einzelne Güter mithilfe von Werkzeugen schafft, und es unterscheidet sie von der reinen Dienstleistung, die als eine personale Beziehung zwischen Individuen, nicht als ein Akt massenhafter Produktion definiert werden kann. Es stimmt natürlich, dass in den vergangenen Jahrzehnten der Anteil dieser industriellen Produktionsformen an der Gesamtwertschöpfung entwickelter Volkswirtschaften zurückgegangen ist – aufgrund erhöhter Produktivität durch Rationalisierung und Technisierung, aber auch aufgrund der Auslagerung von Produktionsstätten in Regionen mit billigen Arbeitskräften und niedrigen sozialen und ökologischen Standards. Allerdings ist dieser Rückgang nicht so dramatisch, wie es die Proponenten der postindustriellen Gesellschaft gerne hätten. Gerade der Siegeszug der wohl etwas vorschnell so genannten Wissensgesellschaft⁴ wäre ohne die industriell erzeugten Computer und deren zahllose Peripheriegeräte nicht denkbar. Die Bedeutung der Industrie in einer Gesellschaft, die nach wie vor ungebrochenen Wert darauf legt, dass ihre massenhaft auftretenden Bedürfnisse auch durch massenhaft hergestellte Produkte befriedigt werden, scheint unbestreitbar, auch wenn die zentrale Stellung ehemaliger Schlüsselindustrien zurückgedrängt und neue Industrien aus den Bereichen

der Mikroelektronik, der Bio- und Nanotechnologien diese Position zunehmend besetzen. Dort allerdings verschwimmen allmählich die Grenzen zwischen industrieller Arbeit, Wissenschaft, Robotik und Landwirtschaft.

Die postindustrielle Gesellschaft ist nur zum Teil Realität, zum Teil aber noch Illusion. Wohl hat es den Anschein, dass die Dinge wie von selbst entstehen, ganz ohne Menschen. Moderne Produktionsstätten und Fertigungshallen überraschen *prima vista* immer durch die Abwesenheit von Menschen. Riesige Maschinen schlagen tiefe Wunden in die Landschaft, bauen jene Rohstoffe ab, die durch andere Maschinen weiterverarbeitet werden, Gestaltungen höchster Präzision und mitunter von einer geradezu bizarren Schönheit; und komplexe automatisierte Anlagen, gespenstisch in ihrer rhythmischen Präzision und selbst Resultat einer hochentwickelten Technik, übernehmen entscheidende Fertigungsschritte, sortieren die Endprodukte, verladen sie, dann übernimmt vielleicht ein übermüdeter Mensch das Lenkrad des Lastkraftwagens, der die Dinge nächtens dorthin bringt, wo sie am Morgen unschuldig den potenziellen Käufern entgegenstrahlen. Wenn Menschen am Produktionsprozess noch beteiligt scheinen, dann in der Planung, im Konstruktionsbüro, bei der Aufsicht oder als Teil der Maschine, umgeben von einer sterilen Schutzhülle, als Mensch nicht mehr erkennbar. Im Wesentlichen stellt der Mensch die Dinge nicht mehr her, er ist zum »Objekthirten« geworden⁵, dessen Dasein sich in einem doppelsinnigen Warten erschöpft: Er hat nur noch dafür Sorge zu tragen, dass die Maschinen reibungslos funktionieren, und er wartet auf jenen seltenen Moment eines maschinellen Defekts, der sein Eingreifen notwendig macht.

Man kann es auch anders sagen: In der modernen Produktionstechnologie verlieren die entstehenden Dinge die Schwere

ihrer Materialität. Erze und Mineralien, chemische Verbindungen und Kunststoffe, das Rohe und das Natürliche, Erde und Feuer sind kaum mehr zu sehen oder zu spüren, so wenig wie das Glühen und Zischen, der Dampf, der Rauch und die Hitze, der Schweiß und der schwere Atem der Arbeiter. Es scheint, als wäre an die Stelle der aristotelischen *causa materialis* nun eine *causa formalis* getreten, als habe sich aller Stoff in ein souveränes Spiel der Formen verwandelt. Dem verborgenen Produktionsprozess der Dinge wohnt unter den Bedingungen avancierter Technologien eine Schönheit inne, die nur der wahrzunehmen weiß, der den Weg zurückverfolgt, an jene unbekanntem Orte, an denen die Maschinen und ihre Dinge entstehen. Natürlich sieht es in der Realität allemal ein wenig anders aus – aber unter der Perspektive des technologischen Fortschritts ließe sich mit Fug und Recht behaupten, dass die Menschen dem uralten Traum, sich vom Fluch der körperlichen Arbeit zu befreien, ein Stück näher gekommen sein müssten, und dass es nun die Maschinen sind, die, zum Teil selbst schon von Maschinen konstruiert und gebaut, die Arbeit übernehmen.

Solch eine Ästhetik der Menschenleere könnte durchaus als Vorgriff auf einen Zugewinn an Humanität interpretiert werden. Ökonomisch kann dieser Sachverhalt durch die immensen Produktivitätssteigerungsraten, die seit Jahrzehnten zu verzeichnen sind, bestätigt werden. Angesichts dessen drängt sich eine Frage geradezu auf: Warum spüren die Menschen nichts von der Erfüllung dieses Traumes? Warum schlägt sich die erhöhte Produktivität nicht in mehr Zeit, in Muße, in Freiheit, in Wohlstand mit weniger Arbeit nieder? Warum muss im Gegenteil die Arbeitszeit verlängert, das Arbeitsverhältnis prekärer, das Pensionsalter hinaufgesetzt und der Lohn gekürzt werden, wenn in immer kürzerer Zeit immer mehr

Güter mit immer weniger Aufwand erzeugt werden können? Diese Frage darf allerdings nicht gestellt werden, sie rührt an eines der wirklichen Tabus der rezenten Gesellschaftsordnung: Rationalisierungs- und Automatisierungsgewinne sind unantastbar. Die Menschenwürde ist es nicht.

Es muss also weitergearbeitet werden, nach Ansicht vieler mehr und länger denn je. All das führt zu einer fundamentalen Paradoxie in den entwickelten Gesellschaften unserer Tage: Obwohl Konsumieren unsere vornehmste Aufgabe ist, bleiben wir Arbeitende, die immer weniger Zeit und Geld für das Konsumieren zur Verfügung haben. Und obwohl die Arbeit, die zur Produktion der Konsumgüter notwendig ist, durch Rationalisierung, Innovationsschübe und Auslagerung eigentlich abnehmen müsste, arbeiten wir tatsächlich immer mehr. Ja, wir arbeiten sogar, wenn wir nicht arbeiten. Denn die Arbeit wird auch deshalb immer mehr, weil sie selbst ein universeller Ausdruck für Lebenstätigkeit schlechthin geworden ist. Fast alles, was wir tun, ist irgendwie Arbeit, und wenn es keine Arbeit ist, dann tun wir offensichtlich nicht wirklich etwas.

Die Antike kannte noch das technische und künstlerische *Herstellen*, das soziale und politische *Handeln* und die *Muße* als Tätigkeitsfelder, die deutlich von der *Arbeit* unterschieden waren. Für uns aber wird alles Arbeit.⁶ Ob jemand als Politiker im öffentlichen Interesse agiert, oder ob jemand als Künstler sich selbst verwirklicht: *Man arbeitet*. Wer mit seinem Partner die Frage erörtert, wie es denn nun so weitergehen soll, leistet *Beziehungsarbeit*; wer seine Kinder in Zeiten der Digitalisierung trotz allem noch zum Lesen animieren will, vollbringt, wenn auch wahrscheinlich vergeblich, *Erziehungsarbeit*; wer seine Großmutter, anstatt sie ins Altersheim abzuschicken, bei sich behält, verausgabt sich in *Betreuungsarbeit*; wer, wie zahllose Manager, vom Stress ihrer Tätigkeit in

alpine Regionen flüchten, um sich dort für die nächste feindliche Übernahme fit zu machen, erbringt für das Unternehmen wertvolle *Regenerationsarbeit*; wer in einer Psychotherapie seinen frühkindlichen Traumata auf der Spur ist, *arbeitet* natürlich an sich selbst; wer sich ins Fitnessstudio begibt, geht zum *Workout* und verausgabt sich in schweißtreibender *Körperarbeit*; und wer einfach nur einmal in den Urlaub fährt, erschöpft sich in angestrenzter *Erholungsarbeit*. Was immer wir tun, wir scheinen, bis in den Schlaf hinein, zu arbeiten. Oder anders gesagt: Erst wenn es uns gelingt, unsere unterschiedlichsten *Tätigkeiten* des Lebens vor uns und vor den anderen als *Arbeit* zu klassifizieren, scheinen wir etwas Wertvolles und Sinnvolles zu tun.

Die Arbeit wird also deshalb immer mehr, weil wir fast alle unsere Lebenstätigkeiten zunehmend als Arbeit klassifizieren lassen müssen. Denn die Arbeit ist längst zur einzigen relevanten Quelle und zum einzig gültigen Maßstab für die *Wertschätzung* unserer Tätigkeiten geworden. Es ist dies das bitterste und hartnäckigste Erbe der Industrialisierung. Wir sind wesensmäßig seit der Industrialisierung in erster Linie und vor allem Arbeiter, und zwar ohne Ausnahme. Das Vorbild und der Maßstab dieser Daseinsform bleibt – wie immer sie ihrer Form nach aussehen mag, wie flexibel immer sie sich vollziehen mag, mit welchen Medien, Werkzeugen und Maschinen sie auch durchgeführt wird – die aus Erwerbsgründen angenommene Arbeit. Nach deren Modell, und das ist das sozial und gesellschaftlich Entscheidende, organisieren und *verstehen* wir auch alle anderen menschlichen Tätigkeiten. Die Erwerbsarbeit ist zum zentralen Paradigma unseres Daseins geworden.⁷ Das grundlegende Paradoxon, das die Industrialisierung seit ihrem Beginn begleitet, lässt sich vielleicht so beschreiben: Der Industrialisierungs- und Produktivitätsschub

der Moderne konnte nur durchgesetzt werden, indem die industrielle Arbeit zum universellen Maßstab menschlicher Tätigkeit wurde. Die damit verbundene Mechanisierung und Automatisierung aller, auch der geistigen Tätigkeiten entwertete aber gerade diese Arbeit, die die Voraussetzung dafür bildete, ohne dass das von allen Utopien beschworene Ziel der Befreiung des Menschen von der Arbeit eingetreten wäre. Tatsächlich wird mittlerweile auch die einzige Daseinsform, die die moderne Gesellschaft als Alternative zur Arbeit offeriert, der Konsum, als Arbeit organisiert. Konsumenten sind Werbeträger, in modernen Vertriebsformen wie dem Internet auch Agenten und Multiplikatoren, Konsum muss geplant werden, und wenn Arbeitszeiten verlängert werden, müssen analog dazu neue Zeiten des Konsumierens angeboten werden: in der Nacht, am Sonntag, rund um die Uhr. Arbeit und Konsum sind die zwei zentralen Seiten unserer Existenz, die sich nur vordergründig zu widersprechen scheinen. Arbeit ist die Voraussetzung für Konsum, und Konsumieren wird zur ersten Bürgerpflicht, wenn Arbeitsplätze in Gefahr sind.

Die Industriegesellschaft trat mit dem großen Versprechen an, durch ihre sich ständig verändernden und verbesserten Produktionsweisen die Bedürfnisse der Menschen in einem bisher nicht gekannten Ausmaß zu befriedigen und durch die Maschinerisierung, Automatisierung und Digitalisierung – zuerst der Produktion und dann des Lebens – die Menschen vom biblischen Fluch der Arbeit zu befreien. Affirmativ wurde und wird deshalb immer behauptet, dass der letzte historische Sinn der Industrialisierung in der Schaffung von materiellem Wohlstand bei gleichzeitiger Reduktion der dafür notwendigen Arbeitszeiten besteht. Dank der Leistungen einer hochtechnisierten Industrie sollte der Mensch nicht nur ein Universum der Dinge, sondern auch mehr Freiheit, mehr Selbst-

bestimmung und mehr Zeit gewinnen. Wer die Debatten der letzten Jahre über Arbeitszeitverlängerungen, Lohnneinbußen und die Verarmungstendenzen in reichen Gesellschaften verfolgt hat, wird allerdings zu dem Schluss kommen, dass wir von diesem Ziel noch immer oder schon wieder ziemlich weit entfernt sind. Vielleicht sollten wir uns wieder in Erinnerung rufen, dass gerade industrielle Arbeit nicht nur das Ziel hatte, dass das Universum der käuflichen Dinge unendlich werde, sondern auch, dass die Arbeit allmählich verschwinden möge. Vielleicht sollte man wieder einmal den Gedanken riskieren, dass es neben Arbeit und Konsum auch andere lebenswerte Formen der Existenz geben könnte. Muss sich immer alles um Wachstum, Märkte und Steigerungsraten drehen? Möglich, dass dann das Universum der Dinge ein wenig schrumpfte. Aber wäre das ein so viel schlechteres Universum, in dem gilt: Nicht alles, aber doch genug für alle?